



Kontingenzen des Lebendigseins

Grenzsituationen der *conditio humana*

MIT BEITRÄGEN VON:

Jens Badura (Salzburg)
Kerstin Palm (Berlin)
Barbara Reiter (Graz)
Lukas Meyer (Graz)
Walter Seitter (Wien)
Christina Schües (Vechta)
Fritz Betz (Eisenstadt)
Anna Bergmann (Berlin)
Regine Kollek (Hamburg)
Peter Radtke (München)
Elisabeth List (Graz)
Volker Schönwiese (Innsbruck)
Gernot Böhme (Darmstadt)
Heike Raab (Innsbruck)
Ursula Naue (Wien)



INHALTSVERZEICHNIS

| | |
|--|---|
| <i>Elisabeth List</i> | <i>Regine Kollek</i> |
| Einleitung 4 | Biotechnologien als Strategien der Kontingenzbewältigung und Kontingenzvermeidung 20 |
| <i>Jens Badura</i> | <i>Elisabeth List</i> |
| Machsal revisited | Behinderung als Kontingenzerfahrung 22 |
| Zur Kontingenz der Normalität 7 | |
| <i>Kerstin Palm</i> | <i>Volker Schönwiese</i> |
| Lebendige Systeme – | Das Bildnis eines behinderten Mannes aus dem 16. Jhd. |
| offen und kontingent 9 | Eine kulturwissenschaftliche Studie zu Blicken auf den Körper behinderter Menschen. 23 |
| <i>Barbara Reiter</i> | <i>Gernot Böhme</i> |
| Kontingenz in der Ethik 10 | Kontingenz und Biographie 25 |
| <i>Lukas H. Meyer</i> | |
| Zufall und Verteilungsgerechtigkeit . 12 | |
| <i>Walter Seitter</i> | <i>Heike Raab</i> |
| Kontingenzen bei Aristoteles 14 | Kontingenz, Körper, Leib. |
| <i>Christina Schües</i> | Der Körper im Diskurs der Disability Studies. 26 |
| Geburt zwischen Notwendigkeit und Kontingenz 16 | <i>Ursula Naue</i> |
| <i>Fritz Betz</i> | Biopolitik der Behinderung 28 |
| Lebensphasen und Kontingenz | <i>Peter Radtke</i> |
| Alte Menschen im Pflegeheim 18 | Die Stunde der Viper |
| <i>Anna Bergmann</i> | Ein dramatisiertes Hörspiel für zwei Sprecher 29 |
| Die Negation von Kontingenz in der Geschichte der Biopolitik 19 | |

EINLEITUNG

von Elisabeth List, Graz

Behinderung gibt es, weil wir unweigerlich an einen Körper in seiner Materialität gebunden sind. Wären wir reine Geistwesen, gäbe es das Problem von Behinderung nicht. Zum Lebendigsein gehört aber viel mehr als die Gebundenheit an die Materialität des Körpers. Es ist unsere Weise, zu existieren, ob wir behindert sind oder nicht ...

Kontingenz – eine Grundfrage des Lebens. Das zeigt sich, wenn man Behinderung aus der Sicht der Philosophie zu verstehen sucht.

Kontingenz ist aber nicht nur eine Eigentümlichkeit der Erfahrung von Behinderung oder Krankheit, sondern ein grundlegendes Moment allen Lebens überhaupt. Sie ist deshalb ein zentrales Thema der Ethik und der Anthropologie und darüber hinaus auch der Gesellschaftstheorie. Auch die Fragen einer Theorie der Moderne und der Poetik stellen sich unter dem Aspekt von Kontingenz. Wissenschaftliche Forschung, technische Unternehmungen und gesellschaftliche Projekte sind in vielfältiger Weise mit Problemen von Kontingenz konfrontiert. Das Thema der Kontingenz erweist sich so als eines der zentralen Themen von Erkenntnistheorie, Ethik und Ontologie.

Was heißt Kontingenz? „Kontingent“ nennt man das, was so ist, wie es ist, aber auch anders sein könnte. Ich kann nicht mehr gehen, aber es könnte anders sein. Kontingenz bedeutet Andersseinkönnen.

Die Erfahrung von Behinderung ist etwas, was Schicksalskontingenz genannt wird. Man unterscheidet zunächst zwischen Beliebigkeitskontingenz und Schicksalskontingenz. Beliebigkeitskontingenz ist demnach etwas, was zufällig passiert, „was anders sein könnte“, und was man auf die eine oder andere Art verändern kann (Beispiel: Übergewicht durch Fasten) Beliebigkeitskontingenz kann lustvoll sein – ich habe die Freiheit, zu tun, was mir Spaß macht, ich kann so werden, wie ich sein will. Sie kann aber auch eine Last sein – manche Leute hätten lieber mehr Ordnung als Zufälligkeiten in ihrem Leben.

Im Gegensatz zum bloßen Zufall ist Kontingenz im engeren Sinn etwas, was – zum Beispiel

im Fall einer Behinderung oder chronischen Krankheit – zwar „anders sein könnte“, nämlich, nicht behindert zu sein, aber eben so ist, wie es ist, und sich auch nicht ändern lässt. Das ist „Schicksalskontingenz. Jede Behinderte, jeder schwer Kranke wird sich manchmal fragen: Warum gerade ich? Man könnte sein wie andere auch, einen ganz normalen und gesunden Körper haben, man hat ihn aber nicht.

Alles menschliche Leben ist ein Gemisch von Handlungen und Widerfahrnissen, von Dingen, die uns zustoßen – teils sind wir frei, teils sind wir durch Kontingenzen bestimmt. „Widerfahrnisse“ wie ein Unfall, der zu einer Querschnittslähmung führt, sind Schicksalskontingenzen.

Kontingenz – ein Grundmerkmal des Lebendigen. Behinderung ist zunächst, davon kann man ausgehen, nichts anderes als eine spezielle Erfahrung des Lebendigseins – eines Lebens mit einem Körper von besonderer Art. Lebendigsein ist leibhaftes Leben mit einem Körper, durch den wir einerseits in die soziale und kulturelle Ordnung, andererseits in die Ordnung und Gesetzmäßigkeiten der Materie eingebunden sind. So ist es auch im Fall von Behinderung. Behinderung gibt es, weil wir unweigerlich an einen Körper in seiner Materialität gebunden sind. Wären wir reine Geistwesen, gäbe es das Problem von Behinderung nicht. Zum Lebendigsein gehört aber viel mehr als die Gebundenheit an die Materialität des Körpers. Es ist unsere Weise, zu existieren, ob wir behindert sind oder nicht: Wir sind weder reiner Geist, noch bloße Materialität, sondern lebendige Wesen. Ein angemessenes Verstehen dessen, was es heißt, lebendig zu sein, muss die Erblast jahrhundertalter Dualismen hinter sich lassen und die uns immer wieder bewegende Frage, wer oder was wir sind, neu stellen und beantworten.

Diesseits dieses Dualismus lassen sich die Grundmerkmale des Lebendigen erkennen. Das erste dieser Merkmale ist die für alle Lebewesen elementare Fähigkeit zu spontaner Selbstbewegung. Alles Leben ist Bewegung. Dazu kommt die Fähigkeit, die Welt des Lebens zu empfinden und schließlich zu erkennen. Empfindungs- und Orientierungsfähigkeit sind die lebensnotwendigen Voraussetzungen für Aktivität und Tätigsein und für die Gestaltung und Aufrechterhaltung des Kontakts zur und zum Austausch mit der Umwelt. Alle diese Potentiale des Lebendigen gründen in den Besonderheiten seiner organischen materiellen Verfassung.

Das organisch Lebendige ist von einer schier unermesslichen Komplexität, und eben darin ist die Kontingenz seiner Lebensformen begründet. Die Komplexität des organisch Lebendigen bedeutet, dass es kontingent ist, nicht determiniert und festgelegt, und das heißt auch: offen. Diese Offenheit der Prozesse des Lebendigseins ist die Grundvoraussetzung von Freiheit, einer der fundamentalen Werte im menschlichen Leben. Zur Freiheit des Lebendigen gehört auch seine Kreativität, die Fähigkeit, Neues hervorzubringen. Alle Kunst gründet auf einem leibgebundenen Potential an Kreativität. Das Lebendige kann Neues und Ungewöhnliches hervorbringen, auch Neues, das den Gegebenheiten der sozialen Umgebung widerspricht – Es hat die Fähigkeit zu Subversivität, die sich als somatisches Nein zu einer nicht gewünschten äußeren Realität manifestiert.

Das alles sind die positiven Merkmale des Lebendigseins, aber es hat auch seine Kehrseiten: Seine unaufhebbare Kontingenz bedeutet, dass es der Zerstörbarkeit und Verletzbarkeit, letztlich dem Verfall körperlichen Lebens ausgesetzt ist. Wie umgehen mit diesen Kontingenzen des Lebendigen?

Verschiedene Weisen des Umgangs mit Kontingenz. Als Beispiel einer Erfahrung von Kontingenz ist das Thema Behinderung von besonderer Bedeutung. Zum Umgang mit Behinderung haben die rezenten Disability Studies einen entscheidenden Beitrag geleistet. In den neuen Disability Studies wird Behinderung politisch verstanden. Mit ihrem „sozialen Modell“ von Behinderung definiert die Behindertenbewegung Behinderung als eine Form der Beeinträchtigung und Beschränkung von Lebensmöglichkeiten durch eine rücksichtslose und gedankenlose gesellschaftliche Umwelt, gegen die sie mit ihren Aktivitäten kämpft.

Eine andere Form der Bewältigung der Kontingenzen des Lebendigseins sind die Versuche Optimierung des Lebens durch Biotechnologien, durch medizinisch-technische Eingriffe in den Körper. Ihr Ziel ist einerseits das „Enhancement“, die Optimierung der Fähigkeiten gesunder Menschen in Berufung auf ihr Recht auf Selbstbestimmung, andererseits die Eliminierung oder Minderung von Mängeln, von Krankheit, Behinderung, selbst der Beschwerden des Alterns. Manche Technikgläubige träumen vom ewigen Leben durch die Maschine. Das sind, wenn man es genau bedenkt, nicht Versuche der Beseitigung, sondern der Leugnung von Kontingenzen, die sich letztlich nicht aufheben lassen.

Drittens versuchen verschiedene Kulturen der Perfektion, aus eigener Kraft an den Mängeln der körperlichen Verfassung zu arbeiten – sie zu perfektionieren, durch Übung, Lernen und Training. Leistungssport, Ernährungsprogramme etc. Freilich spielen heute biotechnische Strategien (von der kosmetischen Chirurgie bis zur Transplantationsmedizin) zunehmend die wichtigere Rolle.

Es gibt noch eine ganz andere Weise, mit den Kontingenzen körperlichen Existierens umzu-

Das organisch Lebendige ist von einer schier unermesslichen Komplexität, und eben darin ist die Kontingenz seiner Lebensformen begründet.

So ist es die Achtsamkeit für den kranken Körper, der dem Leben einen neuen Rhythmus, ein anderes Tempo gibt.

gehen, und das ist diejenige, die für den Umgang mit Behinderung vermutlich die wichtigste ist – aber nicht nur für den Umgang mit Behinderung, sondern auch mit Krankheit und Altern, mit Grenzen des Lebens überhaupt. Keine der genannten Strategien gibt eine existenziell zufrieden stellende Lösung für den Umgang mit den Kontingenzen des Körperseins, denn sie bieten zwar Möglichkeiten, die Beschwerden von Behinderung, Krankheit und Alter zu mildern, eröffnen relative Verbesserungen der Lebenssituation, aber letztlich bleibt die Behinderte trotz dieser Hilfen eine Behinderte, jeder lebendige Mensch einer, der sterben wird. In gewisser Weise bleibt jeder lebende Mensch immer durch die Kontingenzen des Lebendigseins bestimmt. Angesichts dieser Situation gibt es für sie oder für ihn, auch für die Behinderten, nur eine Möglichkeit, die Kontingenzen des Körperseins positiv zu bewältigen: Nämlich dadurch, diese ihre Situation zur Kenntnis zu nehmen, mit ihr zu rechnen, das heißt auch, sie anzunehmen und den eigenen Körper, so, wie er ist, als einen wertvollen Teil der Existenz wahrzunehmen.

Alle diese Formen des Umgangs mit den Kontingenzen des Lebendigseins sind Thema dieser Tagung. Sie sollen in ihren gesellschaftlich-historischen, ihren biologischen Voraussetzungen und ihren Implikationen für die Ethik und die Politik in den Blick kommen. Ihre Hauptbotschaft: Jede Lebenssituation hat Kontingenzen und Spielräume, für Behinderte und Nichtbehinderte, und es geht darum, diese Spielräume mit Kreativität zu füllen und zu Räumen gelingenden Lebens zu machen. Wir müssen politisch konsequent dafür eintreten, dass die Möglichkeiten dazu gewahrt oder geschaffen werden.

Krankheit und Behinderung sind eine besondere Weise der Erfahrung von Grenzen, die der menschlichen Existenz durch ihre Körper-

lichkeit gesetzt sind. Aber es sind auch Erfahrungen, an denen man lernen kann, mit diesen Grenzen einen gedeihlichen Umgang zu pflegen. Es sind vor allem Anlässe, zu entdecken, dass auch mit diesen Grenzen ein gutes Leben möglich ist. Aus den Schwächen kranker und körperlich beeinträchtigter Menschen wird eine Stärke, wenn man sie als Strategien eines bewussten und nachhaltigen Lebens nutzt.

So ist es die Achtsamkeit für den kranken Körper, der dem Leben einen neuen Rhythmus, ein anderes Tempo gibt. Aus dieser Erfahrung könnten und auch Gesunde lernen. Denn Langsamkeit, Achtsamkeit sind richtunggebende Devisen für eine Gesellschaft, die sich dem Ziel der Nachhaltigkeit verpflichtet weiß. Eine Entschleunigung der Arbeits- und Lebensprozesse würde langfristig die Hälfte aller Krankheitsfälle, die berufsbedingt sind, beheben, und zugleich das Problem sich erschöpfender Ressourcen erheblich entschärfen. Die Behinderten in ihrem Rollstuhl sind Vorbilder der Entschleunigung, und es würde ihre Lebensqualität deutlich heben, wenn sie und ihre Umwelt in ihrer Langsamkeit keinen Mangel, sondern einen besonderen Wert sehen würden, angesichts einer Weltlage, in der der Umgang mit den Grenzen planetarischen Lebens eine Überlebensfrage geworden ist.

Entschleunigung wäre der richtige Weg in dieser Situation. Wir müssen den Mut fassen, dem Leben, mit oder ohne Beeinträchtigung, Zeit zu lassen. Schlicht und einfach: Zeit zu lassen für seinen Verlauf, für den Wechsel von Aktivität und Ruhe, von Wachen und Schlaf, für seine Entscheidungen. So wird es seinen Rhythmus finden und seine Potentiale neu entdecken.

MACHSAL REVISITED Zur Kontingenz der Normalität

von Jens Badura, Salzburg

„*Schicksal ist Machsals*“ konstatierte der begriffslustvolle Skeptiker Odo Marquard knapp und formulierte damit jene eigentümliche Spannung zwischen dem Empfinden eines scheinbaren Zwangs eines Faktums als *Fatum* und der Möglichkeit, dass dieser Zwang Produkt einer spezifischen Sichtweise sein könnte – ein Produkt freilich, dessen Kontingenzpotential ausgeblendet ist und das in der Normalitätsgrammatik einer jeweiligen Gegenwart gewissermaßen dazu nötig, hingenommen zu werden. *Schicksal* als *Machsals* ist, anders gesagt, kein Vorkommnis, zu dessen Erklärung es die ‚viel zu gewagte Hypothese‘ (Nietzsche) eines Gottes oder aber strukturanaloger Institutionen transzendenter Weltkonstitution bzw. normativer Naturpostulate bedürfte. Was es hingegen braucht, ist ein aufgeklärtes Verständnis und eine Deutungs- und Gestaltungskompetenz für dasjenige, was das *Machsals* als *Schicksal* erscheinen und entsprechend wirken lässt.

Vor diesem Hintergrund sind die Thesen zu verstehen, die im Folgenden den Argumentationsverlauf des Vortrages zur Normalität in der Moderne skizzieren sollen: Das Normale ist Teil der modernen Welt, weil diese moderne Welt eine Kontingenzkultur ist, also geprägt vom Bewusstsein, das „was ist, nicht sein muss“ (Blumenberg). Dieses Bewusstsein schafft Normalität als jenen Treibanker, der im Horizont des Möglichen bestimmte Wirklichkeiten feststellt und mithin als Bedingung der Möglichkeit von Orientierungs- bzw. Handlungsfähigkeit zu sehen ist. Als Teil der modernen Welt aber ist eben jegliche Normalität kontingent verfasst, ist ein Produkt von kollektiven Objektivierungen, die ihrerseits aus jeweiligen Konstellationen subjektiver Welterzeugungsweisen hervorgehen – und deshalb ist Normalität selbst stets eine gemachte. Aber es darf, so die erste These, dieser ja durchaus nicht neue Befund nicht im Sinne eines Konstruktivismus gedeutet werden, wie er lange Zeit als Tonträger des

Das Normale ist Teil der modernen Welt,
weil diese moderne Welt
eine Kontingenzkultur ist, also geprägt vom
Bewusstsein, das „was ist, nicht sein muss“
(Blumenberg).

Dr. phil. habil. Jens Badura, Jahrgang 1972, Gründer und Geschäftsführer von „konzeptarbeit – agentur für kreation, produktion und reflexion“. Studium an den Universitäten Konstanz, Innsbruck, Tübingen und Wien; Post-Doc am „Max-Weber-Kolleg“ (Universität Erfurt) und der „Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales“ (EHESS), Paris. 2005-2008 Maître de conférence an der Universität Paris 8 (Vincennes – Saint Denis). 2006 ebendort Habilitation mit der Arbeit „Philosophie de la modernité mondiale“. Seit 1997 Dozent für Philosophie und Kulturreflexion an verschiedenen Universitäten und Akademien im Österreich, Deutschland und Frankreich; Supervisor im Bereich Kulturphilosophie am „London Consortium“ und freiberuflicher Kulturproduzent und -theoretiker.

intellektuellen ‚radical chic‘ diene. Denn das Normale ist (und das ist gewissermaßen sein Sinn) deshalb normal, weil seine Kontingenz im Moment der Normalitätserfahrung verstellt bleibt und bleiben soll. Um die Kontingenz des Normalen zu erweisen, muss dieses daher aus seiner Normalität entbunden werden, was wiederum voraussetzt, dass man auf andere, diese neue Perspektivierung tragende Normalitäten zurückgreift bzw. diese schafft, die dann ihrerseits im blinden Fleck auch des offensiv kritischen Bewusstseins bleiben müssen usw. Und genau diese Unhintergebarkeit der Unterstellung von Normalitäten macht es so schwierig, den grammatischen Sitz von Normalität in der Orientierung zu bestimmen und sich Normalität gegenüber gleichermaßen sachlich-unaufgeregt und hinreichend skeptisch zu positionieren. Dazu ist es, so die zweite These, nötig, die in den kritischen Kulturwissenschaften beliebte Generalisierung des Verdachts in Richtung einer kreativen Kultivierung des Verdachts zu verschieben, ohne zugleich jene postkritische Forschung auf dem graden Weg zu den ethisch korrekten Formeln zu entwickeln, in der sich Teile der exzellenten Wissenschaft seit einiger Zeit gefallen. Kurz: Normalität zu denken heißt, sie als unvermeidliches Machsals zu begreifen und fortwährend in ihrer komplexen sachzwänglichen Potenz zu problematisieren.

Und dazu braucht es den Mut, herauszutreten aus dem Gestus des postpoststrukturalistischen business as usual – und hinein in die Ambivalenzen der Welt der Faktoren, die Normalitäten einerseits als unverzichtbare Orientierungshilfen bilden, andererseits aber eben auch zu normativen Ein- und Ausgrenzungen führen: Struktursetzungen also, die ihrerseits nicht mehr kontingenzbewusst sind und soziokulturelle Gestaltungsdynamiken mittels mythisch naturalisierter Ordnungsmuster feststellen, wobei die denkbaren Möglichkeiten des Menschseins auf eine durch solcherart arretier-

te „Normalität“ legitimierte Verwirklichungen beschränkt werden.

Daher, so die Dritte These, benötigt eine Kontingenzkultur in besonderer Weise das Hinsehen und Begreifen der Entstehungs- und Funktionsmechanismen der kulturellen Infrastrukturen der Normalitätskonstitution – und zwar auch mit Blick auf die kulturgeschichtliche Bedeutungsverschiebung von Normalität als Orientierungsfaktor wie auch hinsichtlich der Frage nach einer Programmatik kontingenzsensitiven Denkens. Die Herausforderung dabei ist es, zu verstehen, warum dasjenige, das prinzipiell anders sein könnte, als es in seiner „Normalität“ sich zeigt, dennoch so „normal“ scheint, wie es es eben tut – obwohl wir in einer Kontingenzkultur doch eigentlich davon ausgehen müssten, dass es auch anders möglich sein könnte. Im Lichte dieser Frage ist schließlich nochmals der Befund zu prüfen und zu präzisieren, ob und in welchem Sinne die Moderne eine Kontingenzkultur ist.

LEBENDIGE SYSTEME – offen und kontingent

von Kerstin Palm, Berlin

In einem kurzen historischen Abriss wird der Weg der Biologiegeschichte in Bezug auf das Verständnis von Leben nachgezeichnet. Beginnend im 18. Jahrhundert mit einem vitalistischen Lebensbegriff, der Lebewesen als mechanische Maschinen mit subjekthaften Eigenkräften auffasste, führt die Betrachtung zunächst über das (neo-)mechanistische Lebensverständnis des 19. Jahrhunderts, das einen Organismus als energieumwandelnde Maschine konzipierte. In einem weiteren Schritt wird die durch lebensphilosophische Strömungen beeinflusste neovitalistische Lebensvorstellung um 1900 beleuchtet, die das biologische Leben in einen psychologistischen Horizont des Erlebens rückte, bevor dann im 20. Jahrhundert die systemtheoretisch-kybernetische Lebensauslegung Lebewesen als energetisch und chemisch offene und kontingente Systeme entwarf, die sich nur noch geringfügig von unbelebten Systemen unterscheiden und vollständig ohne subjekthafte Kräfte auskommen. Die gestaltende Instanz von Lebewesen aus heutiger informations- und chaostheoretischer Sicht der Biologie ist der Zufall.

Die gestaltende Instanz von Lebewesen aus heutiger informations- und chaostheoretischer Sicht der Biologie ist der Zufall.



Kerstin Palm

Studium der Biologie, Philosophie und Germanistik in Göttingen und Freiburg, Promotion in Biologie, Habilitation in Kulturwissenschaft mit einer Kulturgeschichte des biologischen Lebensbegriffs 1750-2000, Lehre und Forschung im Gender & Science -Bereich, Schwerpunkt Historische Epistemologie, zahlreiche Gastprofessuren in Freiburg, Graz, Wien, Berlin.

KONTINGENZ IN DER ETHIK

von Barbara Reiter, Graz

Barbara Reiter

Dr. phil., M.A., geb. 1964 in Coburg, lebt seit Februar 2010 in Graz, vordem in Coburg, Würzburg, Berlin, Oxford, Bremen, Cambridge/Mass, New York City und Bern. Studium der Philosophie, Germanistik und Kunstgeschichte in Würzburg und Berlin, Magister 1992 an der FU Berlin mit einer Arbeit über den aristotelischen Zufallsbegriff, Dissertation 2009 an der Universität Bremen „Zufall in der Ethik“; Wissenschaftliche Mitarbeiterin/ Assistentin an den Universitäten Bremen 2003 und Bern 2005-06; Lehrbeauftragte an den Universitäten Bremen und Bern sowie Unterrichtsassistentin an der Universität St. Gallen (2007); auf Dauer gestellte Professorin für Philosophie und Ethik an der Berner Fachhochschule für Soziale Arbeit von 2008-2010; dort weiterhin nebenamtliche Dozentin und seit 2010 Lehrbeauftragte an der Universität Graz und der Fachhochschule Joanneum, Graz.

Mir geht es in meinem Beitrag darum, eine begriffliche Vorstellung von Kontingenz zu gewinnen und darum, die systematische Bedeutung von Kontingenz in der Ethik zu bestimmen. Im Ergebnis werde ich die Fähigkeit, mit Kontingenz umzugehen, als eine wesentliche Bedingung für ein gutes Leben behaupten. Diese Fähigkeit werde ich Kontingenzkompetenz nennen.

I. Anfang

*Yes you who must leave
everything that you cannot control
It begins with your family,
but soon it comes around to your soul.*

Leonard Cohen, Sisters of Mercy

Ich beginne mit zwei Liedzeilen aus dem Stück „Sisters of Mercy“ von Leonard Cohen, die ich schon lange kenne und die ich nie verstanden habe, eigentlich heute so wenig wie als 14jährige. Ich bin mit diesem Lied gealtert und mein Nicht-Verstehen der zitierten Zeilen hat sich gewandelt. Als 14jährige las beziehungsweise hörte ich diese Zeilen als quasi-kategorischen Imperativ: „Lass hinter dir, was du nicht kontrollieren kannst, sofort!“ Dabei unterschlug ich das Relativpronomen „who“, indem ich es als Verdopplung der Anrede „you“, „you-hu“ interpretierte, was den Aufforderungscharakter, sofort ins eigene Leben, in die Autonomie, raus aus der Herkunftsfamilie, aufzubrechen, noch verstärkte.

2. Relevanz des Plans und der Verlässlichkeit

„Kontrolle“ und Planung, zwei Handlungsweisen und Haltungen, die in unserem Alltag selbstverständlich eine Rolle spielen. Wir setzen uns Ziele, erwägen die Mittel, sie zu erreichen, tun das dafür Notwendige und legen los. Das gilt im Kleinen wie im Großen, Einkaufsplan, Urlaubsplan, Lebensplan. John Rawls versteht Planung

und Planbarkeit des eigenen Lebens als eine zentrale Voraussetzung dafür, Selbstachtung zu erlangen. Damit werden das Erstellen und die Durchführung von eigenen Zielen und Plänen zu Bedingungen für ein gutes Leben. Zielsetzung und Zielerreichung werden notwendige Quelle für das „vielleicht wichtigste“ Grundgut Selbstachtung aufgefasst.

3. Eine andere Lehre: Umgang mit Zerbrechlichkeit

Aber: Gegebenheiten und Entscheidungen in wichtigen Fragen, die unser Leben betreffen, sind gerade nicht planbar. Das Leben lässt sich nicht planen, wir haben keine Kontrolle über wesentliche Faktoren des Gelingens unseres Lebens.

Das ist einerseits ärgerlich, aber andererseits sehr bereichernd, wenn wir die Vorstellung von Kontrolle als erstrebenswerter Haltung aufgeben und stattdessen eine dynamische Autonomie entwickeln, wie sie etwa die Haltung des Flaneurs kennzeichnet.

Serendipity ist eine mögliche Haltung: Wir nehmen, was kommt, und wir nehmen es, wie es kommt. Dazu bedarf es einer Grundhaltung der Unerschütterlichkeit, die nicht typisch ist für das zielstrebige Denken unserer spätkapitalistischen Welt: hier wird ja das Subjekt belohnt, das Ziele setzt und erreicht und sich auf Planbarkeit verlässt.

Klugheit, Weisheit, Lebenskunst als positive Haltungen der Kontingenz der Ereignisse gegenüber sind höchstens philosophische Disziplinen einer belächelten Tugendethik.

4. Zerbrechlichkeitslernen ist Kontingenzkompetenz.

Allerdings können Pläne fehlschlagen, Ziele aus den Augen verloren werden. Wenn wir ehrlich sind, dann ist das Leben viel weniger planbar, als wir zugeben wollen. Sowohl positive Ereignisse wie bereichernde Begegnungen oder glückliche Fügungen als auch negative Veränderungen und

Ereignisse wie Behinderung, Krankheit, Altern, Unfälle und andere Katastrophen verändern unser Leben, ohne dass wir dies planen oder auch nur beeinflussen könnten. Dennoch oder gerade, weil es uns direkt betrifft, müssen wir irgendwie mit diesen Ereignissen und Umständen, die wir nicht bestimmen, die jedoch uns bestimmen, umgehen.

Wir müssen einen ethischen Umgang mit dem nicht Kontrollierbaren einüben, indem wir uns in ein durch uns bestimmtes Verhältnis zu ihm setzen. Dies ist die Fähigkeit, mit Zufall umzugehen, ich könnte auch sagen: Kontingenzkompetenz. In einer tugendethischen Verortung ist sie notwendig für ein gutes Leben (unter Bedingungen der Autonomie).

Gleichwohl müssen wir, so die These, unterscheiden können zwischen dem, was uns angeht und was uns nicht angeht innerhalb der nicht von uns kontrollierten und kontrollierbaren Umstände. Dazu bedarf es einer differenzierten Analyse der kontingenten Umstände und Ereignisse. Innerhalb dessen, was kontingent ist, gibt es eine lange Reihe von Umständen und Ereignissen, die unwichtig sind, die ich vielleicht mein Leben lang nicht einmal erfahre. Eine seltene Krankheit ist eine seltene, unbekannte Krankheit, bis sie bei mir oder mir nahestehenden Menschen diagnostiziert wird.

5. Ausblick

Wir können nicht alles kontrollieren. Es ist nicht sinnvoll, alles kontrollieren zu wollen. Unsere Autonomieerfahrung kann eingeschränkt werden durch Verlusterfahrungen, das Altern, Bedürftigkeit, Behinderung und Krankheit, durch Zufälle und Koinzidenzen, die im schlimmsten Fall Katastrophen sein können.

Eine selbstbestimmte Haltung gegenüber diesen kontingenten Faktoren (s.o.: wir bestimmen diese Faktoren nicht, sie bestimmen jedoch uns) in unserem Leben ist wesentlich für unser gutes Leben.

Zurück zu Leonard Cohen. Was verstehe ich heute anders als in meiner eigenen Pubertät? Mein Wunsch, ein eigenes Leben zu führen, war stark, die elterlichen Vorgaben waren langweilig und die Enge der Kleinstadt und des Dorflebens waren nicht attraktiv. Ich musste weg. Heute muss ich nicht mehr weg. Die Zeilen, das ganze Lied, scheinen mir nach einer Art Weisheit zu fragen, die die „gnädigen Schwestern“, die es wahrscheinlich nicht gibt („you can read their address by the moon“), bieten können. Ein Element dieses Wissens, da bin ich mir sicher, ist das, was ich als Kontingenzkompetenz bezeichne: die Fähigkeit, mit wichtigeren Bedingungen meines Lebens umzugehen, ohne die Kontrolle über diese Bedingungen ganz oder teilweise zu besitzen.

Wir müssen einen ethischen Umgang mit dem nicht Kontrollierbaren einüben, indem wir uns in ein durch uns bestimmtes Verhältnis zu ihm setzen.

ZUFALL UND VERTEILUNGSGERECHTIGKEIT

von Lukas H. Meyer, Graz

Zufall hat Einfluss darauf, wie es uns ergeht. Das ist unumstritten, aber ist es gerecht? Tom Nagel hat in Antwort auf Bernard Williams vier Typen von Zufall unterschieden. In der zeitgenössischen Diskussion um Verteilungsgerechtigkeit wird dem Umgang mit Zufall grosse Bedeutung zugeschrieben. Wichtig geworden ist die Unterscheidung zwischen nacktem Zufall (Brute Luck) und Wahlzufall (Option Luck). Option Luck betrifft Zufall – das sich Zufall verdankende Glück und Pech – bei den Ergebnissen unseres Handelns. Unter dem Titel Option Luck wird also die gerechtigkeitstheoretische Bedeutung von dem Typ Zufall diskutiert, den Nagel Outcome Luck und andere Resultant Luck nennen. Brute Luck betrifft Zufall – das sich Zufall verdankende Glück und Pech – mit Blick auf die Bedingungen unserer Existenz und unseres Handelns. Unter dem Titel Brute Luck wird also die gerechtigkeitstheoretische Bedeutung von den Typen von Zufall diskutiert, die Nagel Constitutive Luck und Circumstantial Luck und andere zusammenfassend Situational Luck nennen.

Bei der Unterscheidung von Option Luck und Brute Luck geht es darum, einerseits einen Bereich intentionalen Handelns zu kennzeichnen, für den gilt: Menschen sind bemüht so zu handeln, dass sie ein bestimmtes Gut realisieren, können aber wissen, dass es unsicher ist, ob sie mit ihrer Handlung das Gut werden realisieren können. Ein Beispiel hierfür ist das Glücksspiel. Die Akteure haben nur eine beschränkte Kontrolle über die Ergebnisse ihres Handelns. Zufallsfaktoren spielen eine Rolle: abhängig vom Zufall könnte ihre Handlung ihnen erlauben, das Gut zu realisieren, also Geld zu gewinnen, dann nämlich, wenn sie Glück haben; aber es könnte auch schlecht ausgehen: wenn sie nämlich Pech haben, verlieren sie ihren Einsatz. Wenn Menschen Handlungen mit unsicherem Ausgang vollziehen, in Ausübung von Option Luck, wie ich sagen werde, setzen sie sich dem Zufall aus.

Von den Resultaten solcher Handlungen hängt ab, wie gut es Menschen geht, etwa im Sinne davon, wie viele Ressourcen ihnen zur Verfügung stehen.

Wie gut es Menschen geht, welche und wieviele Güter Menschen zur Verfügung stehen, hängt aber andererseits auch von Brute Luck ab, nämlich von Bedingungen ihrer Existenz und ihres Handelns, die nicht von ihren Intentionen abhängen und die sie in keiner Weise kontrollieren. Zu denken ist etwa an die unterschiedliche genetische Ausstattung von Menschen, die sozio-kulturellen Lebensumstände, die sie vorfinden, aber auch für sie unvorhersehbare grundlegende Änderungen ihrer Lebens- oder besonderen Handlungsbedingungen, etwa durch eine Naturkatastrophe. Der mit Brute Luck gemeinte Zufall ist für Menschen unvermeidbar.

Für Ronald Dworkin, Jerry Cohen und andere ist die Unterscheidung zwischen Option und Brute Luck von großer Bedeutung für ihr Verständnis von Verteilungsgerechtigkeit. Sie vertreten die Auffassung: die Verteilung von Gütern ist dann gerecht, wenn sie einerseits ‚responsibility-sensitive‘ ist, andererseits aber ‚brute-luck-insensitive‘. Einerseits sollen die Bedingungen der Existenz und des Handelns von Menschen, die sie in keiner Weise kontrollieren, möglichst keinen Einfluss auf die ihre Lebenschancen bestimmende Ausstattung mit Gütern haben. Aufgrund von Brute Luck soll es möglichst keine Ungleichheit geben dürfen. Zu diesem Zweck ist erzwungene Redistribution zulässig. Wenn aber die ungleichen Konsequenzen von Brute Luck aufgehoben sind, dann ist es gerecht, den Akteuren die Ergebnisse der Ausübung von Option Luck selbst zuzuschreiben. Pech bei der Ausübung von Option Luck zieht keine Gerechtigkeitsansprüche und damit korrelierenden Pflichten nach sich. Niemand ist aufgrund der unklugen Ausübung von Option

Luck anderer zu Hilfeleistungen, also zur Abtretung von Gütern, aus Gründen der Gerechtigkeit verpflichtet. Den unklugen Spielern darf nicht erlaubt sein, die klügeren und vorsichtigeren Mitglieder der Gesellschaft auszunutzen. Erzwungene Umverteilung zur Korrektur von Ungleichheiten aufgrund von Bad Option Luck gilt als ungerecht.

Im Ergebnis verteidige ich die zentrale Bedeutung der Aufhebung von Brute Luck für unser Verständnis von Verteilungsgerechtigkeit. Die Aufhebung von Brute Luck ist eine nicht nur von den sogenannten Luck Egalitarians erhobene Forderung. Diese Forderung ist allerdings zu vermitteln mit der freien Realisierung von intrinsisch wertvollen Beziehungen, die regelmäßig und absehbar ungleiche Existenz- und Handlungsbedingungen mit sich bringen. Die Ausübung von Option Luck bewirkt Brute Luck. Zudem können wir jedenfalls im Falle der Beziehungen zwischen Eltern und Kindern nicht erwarten, solches Brute Luck vollständig aufheben zu können. Denn es betrifft die sich aus der Konstitution von Personen ergebenden Ungleichheiten. Schließlich ist die Auffassung der Luck Egalitarians, es sei eine unfaire Forderung, bei schlechtem Pech als Resultat unkluger Ausübung von Option Luck Hilfe leisten zu sollen, nur zu verteidigen, wenn wir uns auf Annahmen stützen, die der Auffassung der Luck Egalitarians fremd sind, nämlich im Sinne der Suffizienzgerechtigkeit die Autonomie aller schützen zu sollen. Mein Vorschlag ist anzuerkennen, dass wir alle moralisch verpflichtet sind, den Wert der personalen Autonomie durch die Wahrung und Herstellung von hinreichend guten Bedingungen der Autonomie zu wahren (im Sinne der Suffizienzgerechtigkeit), ferner mit den Luck Egalitarians anzunehmen, dass andere uns mit den Kosten der Erfüllung dieser Pflicht aufgrund ihres und ihnen zuschreibbarem Verhaltens und des daraus ihnen entstehenden Schadens nicht belasten dürfen, und dass wir deshalb ohne Pa-

ternalismus, andere verpflichten dürfen, sich gegen die Konsequenzen ihrer unklugen Ausübung von Option Luck zu versichern.

Mein Vorschlag ist anzuerkennen, dass wir alle moralisch verpflichtet sind, den Wert der personalen Autonomie durch die Wahrung und Herstellung von hinreichend guten Bedingungen der Autonomie zu wahren ...

KONTINGENZEN BEI ARISTOTELES

von Walter Seitter, Wien

Eine erste Annäherung an die Modalität des Kontingenten bei Aristoteles ermöglicht ein Blick in das Buch VI der Nikomachischen Ethik. In Nik. Eth. 1139a6ff. wird von zwei vernünftigen Seelenteilen gesprochen: „mit dem einen erkennen wir dasjenige Seiende, dessen Prinzipien notwendig sind, mit dem anderen erkennen wir die kontingenten Dinge (ta endechomena), die sich auch anders verhalten können... Den einen Seelenteil wollen wir den epistemischen nennen, den anderen den logistischen; das Ratschlagen und das Erwägen ist nämlich dasselbe. Kein Mensch erwägt Dinge, die nicht anders sein können ...“ Die Dinge, die sich so oder so verhalten können, werden hier auch als „künftige und mögliche“ (Nik. Eth. 1139b 7ff.) bezeichnet, weil sie von den Menschen getan werden können (vgl. Nik. Eth. 1112a 33f.). Dabei sind zwei menschliche Wirkungsweisen im Spiel: das Hervorbringen und das Handeln, also das poetisch-technische und das praktisch-ethische Tun (vgl. Nik. Eth. 1140a 1ff.).

Welche Dinge fallen aus dieser Art von Kontingenz, nennen wir sie der Einfachheit halber „praktische Kontingenz“, heraus? Im Buch III der Nikomachischen Ethik, resümiert sie Aristoteles mit folgender Unterscheidung: erstens ewige Sachverhalte wie das Verhältnis von Seitenlänge und Diagonale, zweitens von Notwendigkeiten beherrschte Bewegungen wie Sonnenwenden oder Sonnenaufgänge, drittens Naturprozesse, die einmal so und einmal so ausfallen (Dürren, Regen), und viertens Zufälle wie das Auffinden eines Schatzes beim Graben im Garten (vgl. Nik. Eth. 1112a 18ff.). Auch die Sachverhalte, die an dritter und an vierter Stelle genannt worden sind, haben keinen direkten Bezug auf menschliches Entscheiden- oder Tun-Können; sie werfen vielmehr die Frage auf, ob sich der Begriff der Kontingenz bei Aristoteles auch in anderen Sachbereichen auffinden lässt. Gerhard Seel beantwortet diese Frage mit vielen anderen Forschern positiv – obwohl der

Begriff mit vielen Unklarheiten, vielleicht sogar mit Aporien beladen ist.

Das Wort endechomenon wird von Aristoteles hauptsächlich in den logischen Schriften verwendet und zwar nicht immer ganz einheitlich. Bedeutungsmäßig schließt er an den Begriff des Möglichen an bzw. überlagert sich mit ihm in unterschiedlicher Weise. Eine Bedeutung von endechomenon umfasst nur das Mögliche, welches das Notwendige ausschließt.¹ Ein Sonderproblem bilden die Aussagen über künftige Ereignisse (z. B. die morgige Seeschlacht) und wie die erwähnten Beispiele zeigen, geht es auch um das Verhältnis zwischen regelmäßigen Naturerscheinungen und Zufall.²

In der Logik muss der Begriff der Kontingenz einen Platz zwischen den Modalitäten finden, die vom Unmöglichen zum Notwendigen reichen. Oskar Becker hat in der Mitte dieses Spektrums neben der Möglichkeit noch die Modalität der Unnotwendigkeit eingeführt, womit sich die Zahl der Grundmodi auf sechs erhöht, eine gerade Zahl, die drei positive – nämlich Notwendigkeit, Wirklichkeit, Möglichkeit – und drei negative Modi umfasst. Die Kontingenz und die Zufälligkeit bilden sekundäre Modalitäten, die sich mit bestimmten Abschnitten der primären Modalitäten überlagern.³

Gerhard Seel folgt wohl der aristotelischen Denkweise, wenn er meint, dass die logischen Modalitäten eine Ebene bilden, welche auf die Ebene der realen Kausalverhältnisse zu beziehen ist. Die erwähnten menschlichen Entscheidungen und Wirkungen praktischer und poetischer

Art gehören tatsächlich zu den vielfältigen ja chaotisch anmutenden „Ursachen“, die bei Aristoteles auftauchen und die er öfters mittels gewisser Grundbegriffe zu ordnen versucht: aition (schuld), arche (Herrschaft), stoiceion (Element), physis (Wachsen), dynamis (Macht).

Ich bringe nun ein Beispiel aus dem Bereich der Naturerscheinungen, das Seel aus der aristotelischen Metaphysik herbeizitiert. Seel spricht vom Bereich des „Zufälligen“, einem Teilbereich des Kontingenten. Es handelt sich um „das zufällige Ereignis, dass an den Hundstagen Kälte herrscht“.⁴ Voraussetzung für dieses Ereignis ist, dass die metereologischen Verhältnisse vor den Hundstagen keine zureichende Ursache für Hitze bildeten. Allerdings stellt auch diese Voraussetzung nur eine notwendige und keine zureichende Bedingung für das Eintreten der Kälte dar. Dafür muss eine andere, ja sozusagen entgegengesetzte Ursache dazu oder „dazwischen“ gekommen sein, die unter den gegebenen Umständen, d. h. in der Konstellation sonstiger Ursachen, zureichend war, die ungewohnte Kälte herbeizuführen. Noch drastischer und auch intelligibler ist das Beispiel mit dem Passagier, der von A aus nach B segeln will, von einem Sturm aber nach C verschlagen wird. Der Aufbruch in Richtung B ist eben nie eine hinreichende Ursache für die Ankunft in B – es müssen andere, sogenannte günstige Umstände, d. h. Ursachen, dazukommen. Der Sturm war ein ungünstiger Umstand, ein sogenannter Zufall: in Wirklichkeit bedarf es immer gewisser „Zufälle“, d. h. zusätzlicher aber eben günstiger Ursachen, die zu einer oder zu mehreren notwendigen Ursachen dazukommen müssen. Wenn Seel Aristoteles so zitiert, dass, was zufällig ist oder entsteht, auch zufällige Ursachen hat, so gibt er mit „zufällig“ nicht die extreme Kategorie automaton oder tyche wieder, sondern die relativ ordentliche Kategorie sym-

bebekos, die normalerweise mit „Akzidens“ übersetzt wird, womit immerhin neun Zehntel aller Kategorien gemeint sind. „Akzidens“ heißt eigentlich hinzufallend, „symbebekos“ heißt hinzugetreten. Als Qualifizierung für Ursachen klingt das einigermaßen disqualifizierend. Und doch müssen solche Ursachen immer dann dazukommen, wenn die eine und zureichende Ursache mit garantiert notwendiger Wirkung nicht am Werk ist. Dies aber muss man zumindest für den ganzen sublunaren, heute würde man sagen irdischen Bereich ausschließen. Also auch für den Bereich der uns erfahrungsmäßig bekannten Natur, für die ja Aristoteles seine chaotischen Ursachen-Listen oder -Klassifikationen aufgestellt hat.

Zwei seiner ordentlichsten Ursachen oder vielmehr Ursachenbereiche sind Natur und Vernunft. In Met. 1065a 28ff. setzt Aristoteles ihnen ihr Extrem gegenüber, indem er die tyche, den Zufall, als akzidenzielle Ursache bezeichnet. Am Schluss dieses Abschnittes versteigt er sich zu einer höchst seltsamen Verbiegung, indem er dem äußersten Gegner seiner Ursachen-Lehre einen Augenblick lang zugesteht, dass selbst der Himmel eine doppelte oder gespaltene Ursache habe, die schwächste überhaupt denkbare, nämlich tyche und automaton: selbst wenn das so sei, müssten zuvörderst doch Vernunft und Natur als Ursache angesehen werden. Aber dann könnten eventuell noch die beiden anderen „dazukommen“.

In der Poetik hingegen geht es Aristoteles darum, wie man in Tragödien möglichst gut und eindringlich Handlungsschicksale sprachlich darstellt. Er empfiehlt hierfür eine paradoxe Doppelmethode: radikale Akzidenzialisierung der Geschehen und weitgehende Dekontingenzialisierung der Darstellungen.

Der Sturm war ein ungünstiger Umstand, ein sogenannter Zufall: in Wirklichkeit bedarf es immer gewisser „Zufälle“, d. h. zusätzlicher aber eben günstiger Ursachen, die zu einer oder zu mehreren notwendigen Ursachen dazukommen müssen.

Walter Seitter ist 1941 in St. Johann in Engstetten geboren. Nach Studien in Salzburg, München und Paris übersetzte er philosophische Werke ins Deutsche und lehrte in Aachen und in Wien Politikwissenschaft und Medientheorie. Er beschäftigt sich philosophisch mit Fragen der Anthropologie, der Politik, der Ästhetik, der Physik. Derzeit ist er Animator des I. Wiener Philosophen-Cafés, Miherausgeber von Tumult Schriften zur Verkehrswissenschaft und leitet die Sektion Ästhetik der Neuen Wiener Gruppe/Lacan-Schule. Jüngste Publikation: Poetik lesen I (Berlin 2010)

1 Siehe Jaakko Hintikka: Time & Necessity. Studies in Aristotle's Theory of Modality (Oxford 1973): 27ff.

2 Siehe: Richard Sorabji: Necessity, Cause and Blame. Perspectives on Aristotle's Theory (London 1980): 91ff.

3 Siehe Gerhard Seel: Die Aristotelische Modaltheorie (Berlin New York 1982): 34ff.

4 Siehe Gerhard Seel: op. cit.: 370ff.

GEBURT ZWISCHEN NOTWENDIGKEIT UND KONTINGENZ

von Christina Schües, Vechta

Christina Schües

Prof. Dr., Philosophie, Universität Vechta. Arbeitsbereiche: Philosophiegeschichte, Phänomenologie, theoretische und angewandte Ethik, philosophische Anthropologie, feministische und politische Philosophie.

Forschungsschwerpunkt – die „conditio humana“ und fragile Beziehungsverhältnisse:

- Zeitdimensionen des Ethischen
- Geburt, Alter(n) und Generativität
- Natalität und Humanität
- Philosophie und Bildung
- Medizinhistorische Perspektiven und kulturphilosophische Interventionen

Ausgewählte Publikation:

Die andere Hälfte der Globalisierung. Menschenrechte, Ökonomie und Medialität aus feministischer Sicht, hrsg. mit B. Hartmann, S. Hobuß, u.a. (2001); Der Traum vom „besseren“ Menschen. Zum Verhältnis von praktischer Philosophie und Biotechnologie, hrsg. mit R. Rehn, u.a. (2003); Philosophie des Geborens (2008); Bildungsphilosophie. Grundlagen – Methoden – Perspektiven, hrsg. mit R. Rehn (2008); Time in Feminist Phenomenology, hrsg. mit D. Olkowski, H. Fielding (2011). christina.schuees@uni-vechta.de

Vergessenheit, Vereinnahmung und Verleugnung der Geburt der Menschen prägen die Philosophiegeschichte von der Antike bis zur Gegenwart und beeinflussen das Kontingenzbewusstsein der Menschen. Wenn die Geburt eines Menschen ihm nicht „im Nacken liegt“, wenn die Herkunft von anderen Menschen (angeblich) keine Rolle spielt, dann wird der Fragehorizont nach der Kontingenz des menschlichen Lebens und der Mitmenschlichkeit eingeschränkt, Kontingenz hier verstanden, erstens im Sinne der Ermöglichung, zweitens von etwas, das auch anders hätte sein können, drittens in Bezug auf etwas anderes und viertens als Unverfügbarkeit. Damit bedeutet Kontingenz nicht einfach Zufall oder Nicht-Notwendigkeit.

Wird die Frage nach der Geburt der Menschen vernachlässigt, vereinnahmt oder verleugnet, dann stellt sich die Frage nach der Kontingenz des Menschen nur im Zusammenhang seiner Fähigkeiten oder im Kontext seiner Umwelt. Kontingenz zeigt sich dann im Zusammenhang der Materialität und Funktionalität des Körpers bzw. Leibes, die sich u.a. in Empfindungsfähigkeit oder Verletzlichkeit äußern; der Endlichkeit des Lebens und einer den Menschen zugesprochenen Wahlmöglichkeit der „richtigen Lebensform“;

von Strategien der Handlungsmächtigkeit, also des Handelns und der Fähigkeiten des Menschen in Bezug auf die Umwelt; von Strategien der Selbstermächtigung, die das Bewusstsein von Freiheit voraussetzen; technischer Eingriffe in die Funktionsweisen des Körpers und des Lebendigen, wie etwa in den Gen- und Neurotechnologien.

Dieser letzte Aspekt ist gegenwärtig sehr aktuell – gerade auch für die Betrachtung von Behinderung. Technologische Eingriffe in den Körper oder lebendige Zusammenhänge dienen der Kontrolle von Kontingenz. Die genannten As-

pekte der Kontingenz beziehen sich alle auf eine Perspektive, die den Menschen als Einzelwesen im Blick hat. Doch diese Perspektive vergisst oder verleugnet die weltlichen und mitmenschlichen Zusammenhänge, die wesentlich die *conditio humana* bestimmen.

Kennzeichen der *conditio humana* sind ihre Kontingenzen; sie machen das Lebendige der Menschen und ihre Beziehungszusammenhänge miteinander aus; zu ihnen zählen vor allem, neben der Mortalität und der Erde, auch die Natalität und damit die Pluralität. Aspekte der *conditio humana* zu unterdrücken oder anzuerkennen, zu verleugnen oder zur Erscheinung zu bringen, auf sie einzugehen oder zu kontrollieren, liegt im menschlichen Ermessen. Die Thematisierung der Geburt und der Gebärtlichkeit der Menschen erweitert nicht nur den Fragehorizont um den Begriff Kontingenz, vielmehr vertieft sie die Fragedimension um die Pluralität und Beziehungsstruktur zwischen den Menschen, deren Beachtung Voraussetzung dafür ist, dass Kontingenz überhaupt zur Erscheinung gebracht werden kann. Grundlage für ein Denken des Verhältnisses von Kontingenz und Erscheinung zu Pluralitäts- und Beziehungsstrukturen ist ein Denken von der Geburt her.

Wir erinnern unsere Geburt nicht, aber – da wir existieren – gehen wir davon aus, dass sie notwendig stattgefunden haben muss. Aber – und dies ist für zarte Gemüter bisweilen schwer zu ertragen – jeder von uns hätte auch nicht existieren können, sondern gar nicht erst gezeugt oder von seiner Mutter abgetrieben worden sein. Somit gehört es zu meiner Schicksalskontingenz, dass ich überhaupt existiere. Existieren, ausstehen in der Welt, bedeutet notwendig im Sinne eines strukturellen anthropologischen Universalismus, von jemandem und mit jemandem, die bei meiner Geburt anwesend war, geboren worden zu sein. Diese grundsätzliche Faktizität teilen wir mit allen

anderen Menschen. Sie ist Grundlage für die Pluralität zwischen den Menschen und für die grundsätzliche Bezogenheit der Menschen aufeinander. Das heißt sie gehören zur *conditio humana*, doch wie diese gelebt oder ob sie thematisiert wird, das hängt von vielen Bedingungen und Perspektiven der Menschen ab.

Die Geburt bedeutet unseren Anfang auf der Welt, der mit anderen und von anderen (mindestens einer anderen) gestaltet wurde. Wie die Geburt stattfindet, wie wir sind, was aus uns wird, wer wir sind – all das ist nicht vorbestimmt, ist kontingent und hängt davon ab, wie wir unserem Leben Sinn geben. Neugeborene sind ein neuer Anfang und sie haben ein Recht auf einen neuen Anfang. Arendt versteht die Tatsache des Geborens als „einen angefangenen Anfang“, durch den Menschen die prinzipielle Fähigkeit des Anfangkönnens besitzen. Ich werde zeigen, dass diese Fähigkeit weniger als Eigenschaft zu verstehen ist, sondern als ein Antworten auf die *conditio humana*, die verstanden wird als eine Beziehungskonstellation in Pluralität in der Welt. Kontingenz wäre somit vor allem eine Frage der Freiheits- und Ermöglichungsdimension: nämlich die Einbeziehung des Spektrums des Möglichen, des Zufälligen, des Unerwarteten. Kontingenz hieße dann nicht einfach Wahlfreiheit oder die Überraschung eines völlig Neuen. Vielmehr geht es um die Frage der *conditio humana*, die weder nur Natur oder nur Kultur ist, weder dem Vorrang von Kausalität und Notwendigkeit noch dem von purem Zufall ausgeliefert ist.

Die gedankliche Konsequenz die Geburt zwischen Notwendigkeit und Kontingenz zu verorten, besteht in der Möglichkeit Fragen, z.B. wie Behinderung möglich ist, zum Thema philosophischer Reflexion zu machen. Menschsein, Geborenssein ist keine Eigenschaft, sondern findet ihren Ausdruck entsprechend der Perspektive, der Weise, wie wir mit der *conditio humana*, also u.a. der Natalität, dem Leben, der Pluralität,

den Beziehungsnetzen umgehen und ihnen Sinn verleihen.

Versuchen wir Kontingenz als Dimension der Ermöglichung in Bezug auf andere zu lesen und versuchen wir sie einzubeten in eine Struktur der Pluralität, in der die Einzigartigkeit des Individuums erst für die Möglichkeit von Beziehungen sorgt, dann wäre die Dualität zwischen normal und nicht normal, notwendig und kontingent durchbrochen. Wird der Gebärtlichkeit der Menschen, der Fähigkeit, Anfänge zu machen, was notwendig den Bezug zu Anderen und zur Welt voraussetzt, zugestanden, dann gibt man der subversiven Kraft des Lebendigen zur Durchbrechung von Prozesshaftigkeit, zur Veränderung, zur Schaffung von Neuem und zur Manifestation von einer Kontingenzerfahrung einen Erscheinungsraum.

Wie (oder ob) die Kontingenzen des eigenen Körperseins oder des eigenen Beziehungsnetzes, Kontingenzerfahrung und die Gebärtlichkeit der Menschen, der Pluralität zwischen den Menschen und der Vielfalt des Lebens kontrolliert und bewältigt werden, das ist ein Thema für die Ethik der Wissenschaften und für die Frage, wie wir leben wollen.

Kontingenz wäre somit vor allem eine Frage der Freiheits- und Ermöglichungsdimension: nämlich die Einbeziehung des Spektrums des Möglichen, des Zufälligen, des Unerwarteten.

LEBENSPHASEN UND KONTINGENZ

Alte Menschen im Pflegeheim

von Fritz Betz, Eisenstadt

Aus einem kritischen Blickwinkel auf die europäische Moderne lässt sich eine gesellschaftliche Praxis, die sich stark an einer Differenzierung von Altersgruppen und –phasen orientiert und eine Segregation zwischen diesen Gruppen fördert, als Ergebnis des Industrialisierungsprozesses begreifen. „Randgruppen“ wie die Alten werden „aus der ‚aktiven‘ Gesellschaft ausgegliedert und in eigene institutionelle Bereiche verwiesen“ (Kohli 1978). Gegenwärtig befinden wir uns aber in der eigentümlichen Situation widersprüchlicher Wahrnehmungen von Alter in unterschiedlichen Deutungszusammenhängen: Wird Erwerbsarbeit als Mangelerscheinung thematisiert, bekommen Altersgrenzen (45+!, 50+!) große Brisanz.

In anderen Diskursen (Lebensplanung, Gesundheit, Marketing, ...) wiederum hat sich als Folge gestiegener Lebenserwartung die Zuweisung, zu den Alten zu gehören, hin zu den Hochbetagten, also den über 80-Jährigen verschoben. Damit erweitert sich für späte Lebensphasen das Repertoire sozialer Rollen. Eine neue Rolle des Altseins in „gerontotropen Gesellschaften“ ist „der Pflegefall“ (Petzold 2004). Pflegefälle sind nicht nur Menschen, die als Subjekte gesellschaftlicher Arbeit verabschiedet wurden, sie werden im medialen Diskurs auch vorwiegend als Objekte dieser Arbeit repräsentiert.

Kontingenz ist ein schwieriger und schillernder Begriff. Als das, was einer klassischen Definition zufolge „weder notwendig, noch unmöglich ist“ verweist Kontingenz immer auf den Hintergrund einer Struktur, einer Ordnung, einer tatsächlichen oder vorgeblichen Notwendigkeit. Was als kontingent wahrgenommen wird und was nicht, hängt vom Standpunkt der Beobachterin ab. Das Kontingente kann selbst wiederum zum strukturbildenden Element werden. Der Kontingenzbegriff klärt wenig, wird aber prägnant, wenn er in nachmodernen Gesellschaften als Medium der Selbstbeschreibung

dient, um sich eines Zustands von Unsicherheit, Grundlosigkeit und Offenheit zu versichern.

Spricht der „innere Feind“ mit seinen internalisierten Altersstereotypen (Petzold) zu uns, sehen wir mit dem Altern das Notwendige überhand nehmen und Möglichkeiten schwinden. Die lebensphilosophischen Einsprüche dagegen machen Kontingenz als Erfahrung alltagspraktischer Offenheit und selbstsorgender Gestaltungskraft gegenüber den Gesetzen biologischen und sozialen Alterns geltend. Negativ konnotiert bedeutet Kontingenz im hohen Alter den Verlust sozialer Beziehungen und den Ausschluss aus intergenerationaler Kommunikation. Psychosoziale Betreuung und Psychotherapie werden verstärkt als Strategien der Kontingenzbewältigung auch für Alte eingesetzt. Psychosoziale Praxis in Pflegeheimen muss sich mit Autonomieverlust, mit Demenz im Kontext von Multimorbidität und vor allem anderen mit einem harten Regime der Einsamkeit auseinandersetzen. Auch damit, dass Wohlwollen und Dehumanisierung einander nicht ausschließen. In abgeschotteten paternalistischen Institutionen bedeutet psychosoziale Praxis zum einen, dem Unverfügbaren von Krankheit, Sterben und Tod zu begegnen, zum anderen, den Routinen der Versorgung, dem vorgeblich Festgelegten und Unveränderlichen, Momente unvorhergesehenen Glücks abzurufen. Davon handelt dieser Bericht, der nach sechs Monaten eines Praktikums in einem österreichischen Pensionisten- und Pflegeheim entstand.

DIE NEGATION VON KONTINGENZ IN DER GESCHICHTE DER BIOPOLITIK

von Anna Bergmann, Innsbruck und Frankfurt/Oder

In dem Vortrag steht die biopolitische Vorstellung der Machbarkeit von Leben im Zentrum, die an eine grundlegende Negation von Kontingenz logisch geknüpft ist. Der Versuch, das Ungewisse in der Entstehung und der Geburt von menschlichem Leben „auszuschalten“, um das Konstrukt des perfekten Maschinenmenschen durchzusetzen, zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Eugenik und Humangenetik und hatte nicht nur im Nationalsozialismus tödliche Konsequenzen. Vielmehr ist auch die pränatale Diagnostik mit einer Selektionspolitik durch Techniken der Spätabtreibung verbunden. Praktiken medizinischer Gewalt und ihre ideologischen bzw. ethischen Begründungen, die sich der Kontingenzvermeidung im Sinne der Negation von menschlichen Leidpotenzialen verschrieben haben, werden in dem Vortrag vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart beleuchtet.

Vielmehr ist auch die pränatale Diagnostik mit einer Selektionspolitik durch Techniken der Spätabtreibung verbunden.

Fritz Betz, Dr. phil., Soziologe, Prof. (FH) an den FH-Studiengängen Burgenland absolviert derzeit eine Ausbildung zum Psychotherapeuten „Integrative Therapie“ an der DU Krems.

Soziologische Arbeitsgebiete: Subjektivität im Postfordismus, Historische Anthropologie der Medien, Semiotik und Diskursanalyse, Ethik der Kommunikation.

Jüngste Publikationen:

- *Stigma und Produktivität. Zur Darstellung von körperlicher Behinderung im Reality-TV*, in: Füllsack, M. (Hg.), *Verwerfungen moderner Arbeit. Zum Formwandel des Produktiven*, 2008.
- *Selbsterstellung versus ökonomische Ausbeutung von Wissen und Information: Zur Kritik des „kognitiven Kapitalismus“* bei André Gorz, in: *Information, Wissenschaft & Praxis*, 2009.
- *eParticipation und die Grenzen der Diskursethik*, 2010 (in Vorbereitung).

Anna Bergmann apl. Professorin für Kulturgeschichte an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder), Senior Lecturer an der Karl Franzens-Universität Innsbruck; Gastprofessuren an den Universitäten Graz, Braunschweig, Klagenfurt Innsbruck, Hildesheim. Studium der Politik- und Sozialwissenschaft an der FU Berlin; promoviert am Institut für Politische Wissenschaft und am Institut für die Geschichte der Medizin der FUB; habilitiert an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder); Stipendiatin u.a. an der Freien Universität Berlin; der Humboldt-Universität zu Berlin; am Hamburger Institut für Sozialforschung und am Institut für die Wissenschaften vom Menschen in Wien; Buchpublikationen: *Die verhütete Sexualität. Die Anfänge der modernen Geburtenkontrolle*, Hamburg 1992 (1998 im Aufbau Taschenbuchverlag); *zusammen mit Ulrike Baureithel: Herzloser Tod. Das Dilemma der Organspende*, Stuttgart 1999 (2. Aufl. 2001); *Der entseelte Patient. Die moderne Medizin und der Tod*. Berlin 2004.

BIOTECHNOLOGIEN ALS STRATEGIEN DER KONTINGENZ-BEWÄLTIGUNG UND KONTINGENZ-VERMEIDUNG

von Regine Kollek, Hamburg

Die modernen Naturwissenschaften wollen die Phänomene der Natur analysieren und die Komplexität von Naturphänomenen und -prozessen erkennen und beschreiben. Ziel ist es, Gesetzmäßigkeiten zu definieren, die der Bildung dieser Phänomene zugrunde liegen. Zufall und Kontingenz werden dabei oft als etwas wahrgenommen, das keiner bekannten Regel gehorcht, aber durch zukünftig noch zu entdeckende Gesetzmäßigkeiten prinzipiell erklärt und somit letztlich Kausalgesetzen unterstellt werden kann. Zufälle sind aus dieser Perspektive Ereignisse, denen noch nicht erkannte Gesetzmäßigkeiten zugrunde liegen, die jedoch irgendwann erkannt werden können. Eine Kontingenz, die nicht der wissenschaftlichen Vor- und Unterstellung von Kausalität und gesetzmäßig regulierten Prozessen folgen, stellt insofern eine fundamentale Herausforderung für das naturwissenschaftliche Denken dar.

Diese Überlegungen gelten grundsätzlich auch für die modernen Biotechnologien⁵. Eines ihrer breit propagierten Versprechen lautet, dass sie über kurz oder lang nicht nur in der Lage sein werden, menschliche Krankheiten und Behinderungen kausal zu erklären, sondern auch wirksame Mittel zu ihrer Behandlung und Vermeidung zur Verfügung zu stellen. Indirekt ist damit auch das Versprechen verbunden, zumindest die in der physischen Existenz begründeten Ursachen von Kontingenz im menschlichen Leben kontrollieren zu können. Diese von den

Lebenswissenschaften (Biologie, Medizin) und ihren technischen Umsetzern formulierte Vision ist keineswegs nur eine neutrale Zielformulierung; vielmehr scheint sie zunehmend zu einer „Kriegserklärung“⁶ gegen ein spezifisches Charakteristikum des Lebens im Allgemeinen und der menschlichen Natur im Besonderen zu werden.

Der geplante Beitrag widmet sich der Frage, wie Zufall und Kontingenz in den Lebenswissenschaften heute wahrgenommen werden, und welche Rolle diese Begriffe explizit oder implizit für die Formulierung von Forschungsfragen, -programmen und -zielen in der biomedizinischen Forschung und in der Definition ihrer Forschungsgegenstände spielen. Dabei wird davon ausgegangen, dass der Begriff der Kontingenz auf ganz unterschiedliche Dimensionen des Menschen bezogen sein kann. Kontingenzen können die physische (leibliche); die psychische, die soziale oder auch die seelische Dimension betreffen. Im Mittelpunkt dieses Beitrags sollen diejenigen Kontingenzen stehen, die die physische Existenz des Menschen betreffen und die zum Ziel vielfältiger Aktivitäten der modernen Lebenswissenschaften geworden sind. Dabei ist unbestritten, dass diese Dimensionen sich gegenseitig beeinflussen und dabei auch kontinuierlich verändern können. Eine separate Betrachtung erfolgt lediglich in analytischer Hinsicht; eine Einordnung der Ergebnisse wird jedoch nicht möglich sein, ohne die Vieldimensionalität menschlichen Lebens zu berücksichtigen.

Die Exploration der Fragestellung erfolgt in fünf Schritten. Der erste beinhaltet eine kurze Rekonstruktion der Geschichte des Kontin-

genz- bzw. Zufallsbegriffes in den Naturwissenschaften. Von besonderem Interesse sind dabei die Relationen des Kontingenzbegriffes zu dem der Gesetzmäßigkeit, der Notwendigkeit und Determination.

Der zweite Schritt fokussiert diese allgemeinen Überlegungen auf die modernen Entwicklungen in den Lebenswissenschaften: Was heißen Zufall und Notwendigkeit vor dem Hintergrund der Erkenntnisse der modernen Evolutionstheorie, Molekularbiologie und Genetik? Wie wird das Spannungsverhältnis zwischen gesetzmäßiger, gesteuerter Entwicklung einer zu in erheblichen Teilen determinierten, menschlichen Gestalt einerseits und den kontingenten Anteilen eines spezifischen, individuellen Entwicklungsprozesses andererseits heute wahrgenommen? Im dritten Schritt geht es um die Begriffe von Gesundheit, Krankheit, Normalität und Behinderung. Sie bezeichnen unterschiedliche Zustände menschlichen Lebens, die heute in der Regel auf bestimmte materielle Ursachen und Bedingungen zurückgeführt werden. Genetische Kausalitäten treten dabei zunehmend in den Vordergrund. Sie repräsentieren nicht nur ein spezifisches Erklärungsmuster, sondern liefern auch Angriffspunkte für Intervention und Kontrolle. Hier ist zu untersuchen, wie Zufälliges und Regelmäßiges zueinander in Beziehung gesetzt und welche Strategien zum Umgang mit gesundheitsbezogener Kontingenz entwickelt werden.

Im vierten Schritt werden empirische Befunde zu den Implikationen genetischer Interventionen präsentiert, die für den Versuch der Realisierung der Vision von genetischer Prävention und Kontrolle exemplarisch sind. Im Bemühen, die Kontingenzen ihrer Existenz möglichst zu verringern, nutzen die Akteure solche Interventionen und ihre Ergebnisse auf ganz unterschiedliche, teilweise überraschende Art und Weise. Es zeigt sich, dass der bewusste Umgang

mit Kontingenz sowohl lähmende wie auch freisetzen- de Effekte haben kann.

Der fünfte Schritt versucht eine thesehafte Bündelung des Erarbeiteten. Er wird zeigen, dass die bewusste Wahrnehmung von Kontingenz des Leiblichen weniger bedrohlich als konstruktiv sein und Freiheit ermöglichen kann. Krankheit und Behinderung erscheinen nicht als zufällige, zu korrigierende Regelabweichungen, sondern als kontingente Zustände, die nicht im Widerspruch zur Idee vom Menschen stehen, sondern als deren Voraussetzung anzusehen sind. In diesem Sinne kann der Zufall als „Einspruchsmoment“⁷ gegen die Determinationsgewalt vermeintlich fester und unverrückbarer Naturgesetze angesehen werden. Er wird zum „Vorgänger der Freiheit“ (ebd.) und findet Eingang in die Konstitution des Menschen – ebenso wie das Einmalige und Besondere, ohne dass das Regel- und Gesetzmäßige in der menschlichen Natur nicht zu denken ist. Die Kreativität im Umgang mit den modernen Biotechnologien zeigt auch, dass weder einseitige Utopien noch Dystopien gerechtfertigt sind.

Im Bemühen, die Kontingenzen ihrer Existenz möglichst zu verringern, nutzen die Akteure solche Interventionen und ihre Ergebnisse auf ganz unterschiedliche, teilweise überraschende Art und Weise.

Regine Kollek – Studium der Biologie und Chemie in Braunschweig, Paris und Würzburg. 1979 bis 1981 Forschungsaufenthalt an der University of California (Medical School), San Diego; 1981 bis Ende 1985 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Heinrich-Pette-Institut an der Universität Hamburg; 1985 bis 1987 im wissenschaftlichen Stab der Enquetekommission „Chancen und Risiken der Gentechnologie“ des Deutschen Bundestages, Bonn; 1988 bis 1995 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Hamburger Institut für Sozialforschung. Seit Oktober 1995 Professorin für Technologiefolgenabschätzung der modernen Biotechnologie in der Medizin an der Universität Hamburg. Forschungsschwerpunkte: Technikfolgenabschätzung; wissenschaftstheoretische, -soziologische und ethische Fragen der modernen Biomedizin. Letzte Buchveröffentlichung: „Der medizinische Blick in die Zukunft. Gesellschaftliche Implikationen prädiktiver Gentests.“ Campus: Frankfurt a.M., 2008 (gemeinsam mit Thomas Lemke)

5 Der Sammelbegriff „moderne Biotechnologien“ steht hier für verschiedene diagnostische, präventive und therapeutische Ansätze der Lebenswissenschaften (Biologie, Medizin), die mit dem Ziel entwickelt werden, menschliche Krankheiten und Behinderungen zu verhindern, frühzeitig zu erkennen und zu heilen. Dazu gehören unter anderem die (molekulare) Genetik, die Stammzellforschung und Zellersatztechnologie, die Reproduktionsmedizin und andere Entwicklungen. Der Einfachheit halber werden dafür im Folgenden auch die Begriffe der „Biomedizin“ oder „biomedizinische Techniken“ verwendet.

6 Düwell, M., Rehmann-Sutter, C., Mieth, D.: Introduction. In: Düwell, M., Rehmann-Sutter, C., Mieth, D. (Hrsg.): The Contingent Nature of Life. Bioethics and Limits of Human Existence. Springer, 2008, S.1.

7 Hoffmann, Arnd: Zufall und Kontingenz in der Geschichtstheorie. Klostermann; 2005, S. 40

BEHINDERUNG ALS KONTINGENZ-ERFAHRUNG

von Elisabeth List, Graz

Wie nehmen Behinderte ihre Lebenssituation wahr? Spielt der Gedanke an Kontingenz dabei eine Rolle?

Oder geht es im Leben von Behinderten nicht eher darum, Erfahrungen von Kontingenz zu transformieren, Kontingenz zwar nicht zu leugnen, aber sie durch andere Wahrnehmungsweisen zu relativieren?

Der Grund für die zögernde Haltung gegenüber der Rede von Behinderung als Kontingenzerfahrung liegt darin, dass im üblichen Sprachgebrauch der Begriff Kontingenz mit pejorativen Konnotationen behaftet ist.

Es geht deshalb zunächst darum, Kontingenz neu zu deuten und anders zu verstehen. Kontingenz ist ein Merkmal von allen Lebensprozessen, schon auf der Ebene ihrer biologischen Voraussetzungen, noch mehr auf der Ebene ihrer kulturellen Gestaltung und in ihrer Eingebundenheit in den Zusammenhang sozialen Lebens.

Es soll klar werden, dass Kontingenz an sich nichts Schlechtes ist, sondern ein Merkmal aller Situationen des Lebens, und es bedarf, wie Barbara Reiter zeigt, besonderer Fähigkeiten, um mit ihnen einen gelungenen Umgang zu erwerben.

Ausgehend von den Erfahrungen des Lebendigseins verstehe ich das Behindertsein als eine spezielle Form, eine Weise des Lebendigseins, die Anlass gibt, über die positiven Potentiale des Lebendigseins und die Grenzen nachzudenken, die dem Lebendigsein durch seine Gebundenheit an einen Körper gesetzt sind – Grenzen, die grundsätzlich alle menschlichen Wesen teilen. Den Potentialen des Lebendigen – seiner Spontaneität, seiner Bewegungsfähigkeit und Orientierungsfähigkeit, seiner Kreativität und auch Subversivität steht die Erfahrung gegenüber, dass Lebendigsein auch bedeutet, verletzbar zu sein, „störanfällig“, letztlich begrenzt, endlich, sterblich. Das gibt der Erfahrung von Leben eine eigentümliche Ambivalenz.

Dass es solche Grenzen des Lebens gibt, lässt sich nicht leugnen. Aber es sind Grenzen, mit denen man zu leben lernen kann. Gerade behinderte Menschen führen uns Tag für Tag vor, wie viele Weisen von „Kontingenzkompetenz“ es gibt.

So ist Leben mit Behinderung eine besondere Form der Lebenskunst. Und es ist vom Standpunkt der Ethik, die individuelle Autonomie und Selbstbestimmung fordert, für die Umwelt, die öffentliche und die private, eine Pflicht dafür zu sorgen, dass Behinderte den Raum und die Mittel haben, ein Leben zu führen, das ihren Fähigkeiten und Bedürfnissen entspricht.

DAS BILDNIS EINES BEHINDERTEN MANNES AUS DEM 16. JHD.

Eine kulturwissenschaftliche Studie zu Blicken auf den Körper behinderter Menschen.

von Volker Schönwiese, Innsbruck

Behinderung ist ein sozial und kulturell dynamisches Phänomen, das im Zusammenhang mit gesellschaftlichen und individuellen Konstruktionen und Rekonstruktionen bzw. Diskursen verstanden werden kann. Träger und Vermittler dieser Re-Konstruktionen sind unterschiedliche innere, äußere und reale Bilder, die mit Diskursen in Verbindung gebracht werden können:

- historisch entstandene Bilder
- durch die Wissenschaften geschaffene systematische Bilder
- in der individuellen Sozialisation vermittelte Bilder und
- über die Medien produzierte beziehungsweise verstärkte Bilder von Behinderung.

Dementsprechend lassen sich Diskurse zuordnen:



A.Univ.-Prof. Dr. **Volker Schönwiese**, seit 1983 am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Innsbruck tätig, Aufbau des Lehr- und Forschungsbereichs der Inklusiven Pädagogik und Disability Studies, Leitung der Internetbibliothek und Lernplattform bidok (<http://bidok.uibk.ac.at>), zuletzt Leiter des inter- und transdisziplinären Forschungsprojektes „Das Bildnis eines behinderten Mannes aus dem 16. Jhd.“ (<http://bidok.uibk.ac.at/projekte/bildnis>)

Der heutige flexible Normalismus produziert eine Vielfalt an Bildern von behinderten Menschen, die traditionelle Funktionalisierungen von behinderten Personen ersetzen und gleichzeitig neue Mythen der Individualisierung und Spaltung schaffen.

Zusammenhänge in diesem Diskurs-Bild-Raum werden in dem Referat anhand von unterschiedlichen historischen und aktuellen Dokumenten analysiert:

Geschichte der Trennung von Kopf-Körper – rationalistischer Körper-Geist Dualismus. Im 16. Jahrhundert sind ja viele Ärzte an Universitäten damit beschäftigt, Körper zu öffnen. Nicht erklären steht dabei im Vordergrund, sondern zerlegen, untersuchen und beschreiben, um eine Kartografie des Körpers zu erstellen. Gertraud Egger (1999, im Internet/bidok) schreibt: „In der Neuzeit findet (auch in der Medizin) der Paradigmenwechsel von der teleologischen Sicht zur mechanistisch-funktionalistischen Sicht statt ... [Dabei] liegt ein wesentliches Moment in der Geschichte der Sektion und einem veränderten anatomischen Blick, der den Körper vom Skelett her (nicht mehr von den Eingeweiden aus nach außen, oder von oben nach unten) aufbaut. Dadurch werden die Funktionen der einzelnen Körperteile, eine Systematik des Körperbaus und eine Rekonstruktion seiner mechanischen Bewegungsmöglichkeiten schrittweise erfassbar. Als dessen Folge ergibt sich in der Anthropologie ein neues Denkmuster, das den Menschen als ein Maschinenwesen, immer wieder neu konstruierbar, beschreibt“. Das Bildnis eines behinderten Mannes aus der Kunst- und Wunderkammer von Schloss Ambras ist ein hervorragendes Beispiel für diese neue Sichtweise und wie sie in den religiösen Kontext der Zeit eingebunden ist.

Memento Mori und die Funktionalisierung des behinderten Körpers. Anhand eines Flugblattes aus dem Jahr 1620 kann die Funktionalisierung des Blicks auf den behinderten Körper gezeigt werden, der politische Propaganda mit einem gegenreformatorischen religiösen Aufruf und einen neuzeitlich wissenschaftlichen Blick verbindet.

Materialismus, Ordnung, Zivilisation und Einschließung. Die Geschichte der entdeckenden Konstruktion des Kretinismus im 18. und 19. Jhd. verdeutlicht die Ordnungsdiskurse, die nicht nur in Institutionalisierung von behinderten Personen münden, sondern Zivilisationsversuche des Körpers auch mythisch bilden. Beispiele für diese Mythenbildung sind „Victor – der Wilde von Avero“ in Frankreich, Kaspar Hauser in Deutschland und der „Elefantenmensch“ in England.

Flexibler Normalismus. Der heutige flexible Normalismus produziert eine Vielfalt an Bildern von behinderten Menschen, die traditionelle Funktionalisierungen von behinderten Personen ersetzen und gleichzeitig neue Mythen der Individualisierung und Spaltung schaffen.

Ausdrückliche Gegenbilder und produktive Verstärkungen durch Bilder sind selten zu finden. Das Bildnis des behinderten Mannes aus dem 16. Jhd. könnte in seiner Komplexität und Berührung herausfordernden Funktion so ein Gegenbild sein.

KONTINGENZ UND BIOGRAPHIE

von Gernot Böhme, Darmstadt

Wenn Biographie die gelebte oder erzählte Geschichte eines Lebens ist, so könnte man sie als Kontingenzbewältigung ansehen: Sei es durch ein Thema, eine Entelechie, durch Sinn oder Lebensplan: das Leben soll ein zusammenhängendes Ganzes sein. Woher dieses Bemühen um Kontinuität? Kann man das Zufällige, die Brüche, die Widersprüche nicht aushalten? In meinem Vortrag will ich diesen Fragen an Hand einer Biographie, an der ich arbeite, nachgehen.

Prof. Dr. **Gernot Böhme**, geb. 1937. Studium der Mathematik, Physik, Philosophie. Wiss. Mitarbeiter des Max-Planck-Instituts zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt, Starnberg 1970-77, 1977-2002 Professor für Philosophie an der TU Darmstadt, 1997-2001 Sprecher des Graduiertenkollegs Technisierung und Gesellschaft. Seit 2005 Direktor des Instituts für Praxis der Philosophie, IPPh., Darmstadt. Denkar-Preis für obliques Denken 2003.

Publikationen (Auswahl):

- Einführung in die Philosophie. Weltweisheit-Lebensform-Wissenschaft, Frankfurt/M.: Suhrkamp, 4. Aufl. 2001.
- (mit Hartmut Böhme): Feuer, Wasser, Erde, Luft. Eine Kulturgeschichte der Elemente, München: C.H. Beck, 5. Aufl. 2006.
- Leibsein als Aufgabe. Leibphilosophie in paradigmatischer Hinsicht. Kusterdingen: Die Graue Edition 2003
- (Mit Farideh Akashe-Böhme) Mit Krankheit leben. Von der Kunst, mit Schmerz und Leid umzugehen. München: C.H. Beck 2005.
- Ethik leiblicher Existenz. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2008
- Invasive Technisierung. Technikphilosophie und Technikkritik. Kusterdingen: Die Graue Edition 2008

KONTINGENZ, KÖRPER, LEIB.

Der Körper im Diskurs der Disability Studies

von Heike Raab, Innsbruck

In der neueren inter- und transdisziplinären Forschungsausrichtung der Disability Studies nimmt der Körper einen zentralen erkenntnistheoretischen Stellenwert ein. Der Körper als Ausgangs- und Bezugspunkt ist insofern für die Disability Studies bedeutsam, da das soziokulturelle Phänomen Behinderung für gewöhnlich an normativen Zuschreibungen, die sich auf körperliche Formen und Zustände beziehen, festgemacht wird. Die körpertheoretischen Diskurse in den Disability Studies schließen hierbei an kultur- und sozialwissenschaftliche Ansätze zum Körper an. Nichtsdestoweniger findet der behinderte Körper mithin der minorisierte Körper in kultur- und sozialwissenschaftlichen Körpertheorien kaum Beachtung. In meinem Vortrag möchte ich deswegen zunächst die Bedeutung des behinderten Körpers in Kultur- und Gesellschaftstheorien erörtern. Insbesondere die Diskussion um das Verhältnis von Körper und Leib hat in den kultur- und sozialwissenschaftlichen Ansätzen eine lange Tradition. Hingegen ist die Debatte um die theoretische Bestimmung des Körpers in den Disability Studies (insbesondere in der deutschsprachigen Debatte) erst jüngeren Datums und mündet in der Forderung von Zola „on bringing bodies back in“, angesichts einer starken Fokussierung auf Prozesse sozialer Stigmatisierung und gesellschaftlicher Unterdrückung, die die Dimension des Körpers mitunter vernachlässigen.

Grob gesprochen lässt sich zwischen drei verschiedenen körpertheoretischen Strömungen unterscheiden: Poststrukturalismus, Phänomenologie und praxeologische Ausrichtungen. In poststrukturalistischen Perspektiven auf den Körper mutiert der Körper zum Gegenstand einer Kritik an den Wahrheitsregimen der Aufklärung und den diese bedingenden Rationalismus und Empirismus. Poststrukturalistische Ansätze wenden sich ferner gegen verschiedene Basis-Überbau-Theorien, welche Sprache,

Kultur, Wissen und Macht in den Überbau des Sozialen abschieben, das aus dem vorgeblich festeren Material sozialer Strukturen zu bestehen scheint. Allerdings, so der Vorwurf aus der Leibphänomenologie, bliebe dieses Verständnis vom Körper dem cartesianischen Dualismus von Körper und Geist und deshalb einer rationalistischen Sichtweise verhaftet, die die leiblich-emotionale Dimension der Erfahrung ausblende. Gerade in Bezug auf Behinderung sind Erfahrungen des Schmerzes, des Sprechens, des inneren Erlebens und Spürens als auch des Alltagserlebens maßgebliche Dimensionen, die ausgeblendet würden. Letztlich dominiere der medizinische Blick auf den Körper, der die gelebte körperliche Alltagserfahrung – nicht zuletzt von Menschen mit Behinderung – ausblende. Damit sind Phänomene wie Phantomschmerz oder das Auseinanderklaffen zwischen leiblichem Empfinden und körperlicher Wahrnehmung bei transsexuellen oder transgener Personen angesprochen. Auch die häufig formulierte Scham im falschen Körper zu sein bzw. keinen richtigen (Geschlechts) Körper darzustellen teilen bisweilen Menschen mit Behinderung mit Transsexuellen und transgener Personen. Es sind eben nicht nur Transsexuellen sondern auch oftmals Menschen mit Behinderung kulturell normale Körperbilder nicht einfach auf den Leib geschnitten. Insofern zielt die Leibphänomenologie darauf den Körper/Geist-Leib/Seele-Dualismus zu überwinden und die leiblich-affektiv-emotionale Ebene stärker einzubeziehen. Stattdessen wird davon ausgegangen, dass Körper und Leib beim Menschen immer verschränkt, wechselseitig konstitutiv und gleichursprünglich sind. Insbesondere neuere Arbeiten um Praxeologien des Körpers, die an Bourdieu und Reckwitz andocken, stellen einen Versuch dar, jene scheinbar gegensätzlichen Ansätze zu verbinden. In meinem Vortrag möchte ich deshalb von Körperpraktiken ausgehen, um den Körper-Leib-Dualismus zu entgehen. Ein Verständnis vom Körper als Praxis

ermöglicht es soziokulturelle Prozesse der Inkorporierung bzw. Prozesse der Verkörperung soziokultureller Differenz zu analysieren ohne dabei die leiblich-affektive Ebene aus dem analytischen Blick zu verlieren. Insofern lässt sich mit der Erforschung verkörperter Praktiken das wechselseitige Ineingreifen der soziokulturellen Mikro- und Makroebene in ihren Verschränkungen mit der Subjektebene erforschen. Diese Herangehensweise ermöglicht es die Verfasstheit von Personen in ihren materialen und leiblichen Wurzeln zu beschreiben und zugleich die Erfahrungen von Grenzen, die ihm die Unwägbarkeiten seiner soziokulturellen Existenz als körperliches Wesen auferlegt.

In diesem Zusammenhang besitzt die gegenwärtige kultur- und sozialwissenschaftliche Diskussion um den Begriff der Kontingenz eine hohe Relevanz, führt dieser doch den Moment der körperlichen Grenzerfahrung als einen deutungs- und möglichkeitsoffenen Modus von Politik und Gesellschaft ein:

Kontingenz steht in kulturtheoretischen und soziologischen Diskussionen oftmals für die prinzipielle Offenheit und Ungewissheit menschlicher Erfahrung. Angesichts der Komplexität und Pluralität moderner Gesellschaften wird ein Kontingenzbewusstsein generiert, das sich in einer enttraditionalisierenden Offenheit und Ungewissheit der Lebens- und Wirklichkeitserfahrung heutiger Lebensverläufe manifestiert. Zugleich wird dieses Phänomen der Moderne als Alternative zu einem metaphysischen Eindeutigkeitsbedürfnis entworfen. Der Terminus Kontingenz fungiert hier als theoretische Semantik der Moderne, die zugleich den grundlegenden Vergesellschaftungsmodus der Moderne erfasst und zu beschreiben vermag. In den Gender und Queer Studies erhält der Terminus Kontingenz eine weitere Begriffsprägung. Hier verweist Kontingenz auf Ermöglichungs- und Unsicherheitshorizonte und dient zur Markierung von soziokulturel-

len Veränderungspotentialen. Darüber hinaus bezeichnet das Wort einen wichtigen Ansatz feministischer Kritik. Insbesondere Judith Butler kann als queerfeministische (Vor)Denkerin der Kontingenz angesehen werden. Butlers Diktum von den kontingenten Grundlagen feministischer Theoriebildung schließt an eine politische Theorie im Zeichen der Kontingenz an und fokussiert den Körper. Ihre Kritik an der Natur/Kultur-Unterscheidung im Denken der Geschlechterdifferenz veranschaulicht die Kontingenz anatomischer Vorstellungen vom Körper und führt zu einer Politisierung des Körpers. Laut Butler sind es weniger Biologie und Anatomie die Körper konfigurieren denn körperliche Darstellungsweisen eines biologisch-anatomisch geschulten Wissens des Somatischen. In den Weisen der Nicht-Übereinstimmung zwischen Darstellung und Wissen des Somatischen, so Butler, offenbart sich nicht nur die Kontingenz des Körpers sondern auch das politische Potential von Kontingenz.

Ausgehend davon möchte ich in dem Vortrag den politischen Moment der Kontingenz entlang der Analyse verkörperter Praktiken diskutieren – ein Vorgehen das zugleich in die Diskussion um den Körper und den Leib in den Disability Studies interveniert. Anhand einer kritischen Auseinandersetzung visueller Inszenierungen von Körperhandeln von minorisierten Existenzweisen in transnationalen globalisierten Bild- und Medienkulturen möchte ich o.g. Überlegungen weiter ausführen. Denn entgegen der medientheoretischen Rede vom Verschwinden des Körpers im Zeitalter der Massenmedien, da durch diese der Körper lediglich als Bild-Körper bzw. Körper-Bild wahrgenommen würde, scheint mir die Analyse von visuell-medialen Körperpraktiken ein angemessenes Unternehmen um Signaturen der Kontingenz in der soziokulturellen Konstruktion von Behinderung in der Gegenwart zu untersuchen.

Der heutige flexible Normalismus produziert eine Vielfalt an Bildern von behinderten Menschen, die traditionelle Funktionalisierungen von behinderten Personen ersetzen und gleichzeitig neue Mythen der Individualisierung und Spaltung schaffen.

Dr. phil., M.A. pol. **Heike Raab**

Verwaltungsausbildung; Studium von Politik, Soziologie, Geschichte und Erziehungswissenschaft an den Universitäten Giessen und Frankfurt (BRD). Promotion an der Universität Wien. Derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Innsbruck und Lehrbeauftragte an verschiedenen Universitäten. Publikationen: Heike Raab, *Sexuelle Politiken. Die Diskurse zum Lebenspartnerschaftsgesetz, Frankfurt/New York 2010* (i.E.); Heike Raab *Fragmentierte Körper – Körperfragmente? Bewegte Körper im Spannungsfeld von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht*, in: Nina Degele, Elke Gramepacher, Marion Mangelsdorf (Hrsg.), *Gendered Bodies in Motion*, Opladen 2010, Budrich Verlag, S. 143-163; Heike Raab: *Shifting the Paradigm: „Behinderung, Heteronormativität und Queerness“*, in: Swantje Köbsell, Jutta Jacob, Eske Wollrad, *Gendering Disability. Behinderung und Geschlecht in Theorie und Praxis* Bielefeld, Mai 2010, transcript Verlag, S. 73-95

Im Kontext des zunehmenden Einflusses biomedizinischen und genetischen Wissens auf das politische Feld ergeben sich gegenwärtig neue Formen von Biopolitik, in deren Zuge Menschen mit Behinderungen immer ‚sichtbarer‘ werden. Im Vortrag soll der Frage nachgegangen werden, wie sich auf diese Weise das Verständnis von Behinderung wandelt und sich die Positionierung behinderter Menschen in der Gesellschaft verändert. Auf Michel Foucaults Konzept der Biopolitik aufbauend setzt sich der Vortrag mit unterschiedlichen Strategien des Regierens des Lebens auseinander. Es geht dabei um die Frage der politischen Umsetzung des sozialen Modells von Behinderung, das in den letzten Jahren zunehmend intensiv und erfolgreich (wenn auch national unterschiedlich) gesellschaftspolitisch umgesetzt wird. Nun tragen jedoch unterschiedliche biopolitische Strategien wie etwa genetische (pränatale) Diagnostik oder Enhancement-Technologien das Potenzial in sich, diese Entwicklung zu verlangsamen oder gar rückgängig zu machen. Das soziale Modell von Behinderung ist dazu angetreten, die Macht-Wirksamkeit bestimmter Normvorstellungen zu reduzieren. Jedoch bieten diese biopolitischen Strategien die Möglichkeit, behinderte Menschen weiterhin über deren Funktionsbeeinträchtigungen – also über das Argument der Defizite – zu regieren. Der Vortrag bespricht den über das soziale Modell von Behinderung angestrebten und teilweise bereits umgesetzten Paradigmenwechsel sowie den Einfluss gegenwärtiger biopolitischer Strategien darauf.

Ursula Naue

Politikwissenschaftlerin. Mitarbeiterin der Forschungsplattform Life-Science-Governance, Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Behinderung und Behindertenpolitik, und Politik der Demenz und des Alterns. Derzeit laufendes Projekt zu DNA und Migration. Lektorin am Institut für Politikwissenschaft, Universität Wien, Lehrtätigkeit im Bereich Vergleichende Politikwissenschaft, Policy Analyse, Behindertenpolitik und Politik der Demenz. Aktuelle Publikationen: Naue, U. und T. Kroll (2010), *Bridging policies and practice: Challenges and opportunities for the governance of disability and ageing*. *International Journal of Integrated Care* 10 (eJournal), und Naue, U. (2009), *Österreichische Behindertenpolitik im Kontext nationaler Politik und internationaler Diskurse zu Behinderung*. *SWWS-Rundschau* Heft 3/2009, 49. Jg., 274 – 292

DIE STUNDE DER VIPER

Ein dramatisiertes
Hörspiel für zwei
Sprecher

von Peter Radtke, München

Im Rahmen der Tagung wird „Die Stunde der Viper“, ein dramatisiertes Hörspiel für zwei Sprecher aufgeführt.

Peter Radtke, Jahrgang 1943, Dr. phil., Betroffener der Osteogenesis imperfecta (Glasknochenkrankheit), Studium der Romanistik und Germanistik in Regensburg und Genf, ab 1977 Fachgebietsleiter für das Behindertentertreferat der Münchner Volkshochschule, von 1984 – 2008 Geschäftsführer und Leitender Redakteur der „Arbeitsgemeinschaft Behinderung und Medien“, Schriftsteller (Theaterstücke, Hörspiele, Prosa) und Schauspieler (Münchner Kammerspiele, Burgtheater Wien, Züricher Schauspielhaus, Berliner Ensemble, Film- und Fernsehrollen). Bundesverdienstkreuz 1. Klasse, Bayerischer Verdienstorden, Kulturpreis der Stadt Regensburg etc.

Toni Angilotti

geb. 1966, freier Künstler in Braunschweig, Schauspielausbildung in München, momentan Krankenpfleger und Aktivitäten als Dozent für Jonglage.



